



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Spiero, Heinrich: Ein neuer Erzähler

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

grausame Kritik demütig hinnahm und mit Bülow in freundschaftlichem Briefwechsel blieb. Die vom 29. Oktober 1872 datierte Antwort auf den obigen Brief beginnt mit den Sätzen: „Nicht wahr, ich habe mir Zeit gelassen, die Mahnungen Ihres Schreibens zu beherzigen und Ihnen für dieselben zu danken? Seien Sie überzeugt, daß ich nie gewagt haben würde, auch nur im Scherze, Sie um die Durchsicht meiner »Musik« zu ersuchen, wenn ich nur eine Ahnung von deren absolutem Unwerte gehabt hätte! Leider hat mich bis jetzt niemand aus meiner harmlosen Einbildung aufgerüttelt, aus der Einbildung, eine recht laienhaft groteske, aber für mich höchst natürliche Musik machen zu können; nun erkenne ich erst, wenn auch von ferne, von Ihrem Briefe auf mein Notenpapier zurückblickend, welchen Gefahren der Unnatur ich mich durch dies Gewährenlassen ausgesetzt habe.“



Ein neuer Erzähler



er immer breiter einherflutende Strom unsrer Romanproduktion bringt dem nachdenklichen Leser und Beurteiler wieder und wieder die Frage nahe, wo die Grenzen liegen zwischen der Romandichtung und dem Unterhaltungsroman. Wer sich nicht mit der allerdings klaren Unterscheidung begnügt: alles, was amüsiert, ist Unterhaltungsroman, alles Langweilige Romandichtung — der wird diesem Probleme lange nachzudenken haben. Und schwerlich wird man mit rein theoretischen Wägungen zum Ziele kommen, gewiß nicht mit technischen Untersuchungen über den äußern Bau der abzuschätzenden Werke. Eher hilft vielleicht eine empirische Beurteilung vorwärts. Wir finden, daß Goethe zwar — im Gegensatz zu Schiller und Hebbel — „Theaterstücke“ schreiben konnte, daß er aber die Feder zur Erzählung nicht anzusetzen vermochte, ohne daß ihr Dichtung und immer wieder Dichtung entfloß. Und gleich ihm haben Gottfried Keller, Konrad Ferdinand Meyer, Theodor Storm, Wilhelm Raabe nie andres schaffen können als Romandichtungen, Novellen hochpoetischen Stils — Unterhaltungserzählungen konnten sie nicht schreiben. Umgekehrt kommt Friedrich Wilhelm Hackländer auch nach dem ernstesten Ansaz über das Unterhalten nie hinaus, und er ist da einer der feinsten Typen. Es liegt eben im Naturell, und das Naturell der Verfasser gibt dann auch den ästhetischen Maßstab. Der Unterhaltungsroman bleibt am Ende immer oben. Er kann wie bei Brachvogel gutes Zeitkolorit, wie bei Ida Boy-Ed fein gezeichnete Gestalten, wie bei Johannes Richard zur Megebe eindringliche Stimmungen, wie bei August Bewald bunte Bilder geben — und wird uns doch nicht so nachgehn und nicht entfernt so vieles offenbaren, wie ein in demselben Kreise spielender, vielleicht

ganz ruhig einerschreitender Roman eines ganzen Dichters. Der kann es technisch an sich fehlen lassen, wie Kellers Grüner Heinrich, kann aussehen wie aus mehreren Stücken zusammengeflickt, gleich Bishers Auch Einer, oder mag sich ins Plauderhafte verlieren, wie bei Fontane so oft — der Nachhall ist stärker und echter als bei einem noch so abgerundeten Unterhaltungsroman. Der Nachhall! Das ist der beste Hinweis auf den einzigen Richter im ungewissen Streit. Die Nachwelt entscheidet schließlich, wenn die Mitwelt zweifelte. Man kann es ruhig aussprechen: was die Menschen — ich rechne lange — fünfzig Jahre nach seinem Erscheinen nicht mehr unterhält, war Unterhaltungsroman; was sie dann noch fesselt, ist Dichtung. Wo sind die Autoren, die in den fünfziger und sechziger, ja noch in den achtziger Jahren verschlungen wurden? Aber Keller und Alexis, Raabe und Meyer blühen und leben heute noch, ob sie auch außer dem einen, der in diesen Wochen fünfundsiebzig Jahre alt wird, schon die Gefilde ihrer Erdentage verlassen.

Nun weiß ich sehr gut, daß trotz alledem die Grenzen flüchtig sind. Paul Heyse zum Beispiel hat manches geschrieben, was nur Unterhaltung ist. Aber bei ihm überwiegt in dem großen Lebenswerke das andre so völlig, daß er durchaus in jene Dichterreihe gehört. Andre Talente jedoch stehn in der Mitte; sie erheben sich mit ihrem Besten in absolute dichterische Höhe und bleiben mit dem Rest in der Unterhaltersphäre stecken. Poetische Gaben gehören natürlich auch zum Unterhaltungsroman — man braucht das kaum erst zu betonen. Und es ist reizvoll, zu beobachten, wie oft der Poet und der Unterhaltungsschriftsteller in einer Brust in Widerstreit geraten. Davon zeugt manches verfehlt, manches halb gebliebne Buch. Die meisten unsrer aristokratischen und unsrer weiblichen Schriftsteller nehmen eine solche Mittelstellung ein, die zum Beispiel bei Wilhelm von Polenz, Georg von Dmpteda, Clara Viebig sehr deutlich wird. Es ist kein Zufall, daß fast alle großen Romanerfolge der letzten Zeit in diesen Umkreis fallen. Auch Otto Ernst (vielleicht auch Gustav Frenssen) gehören zu diesen vermittelnden Naturen, die selbstverständlich unter sich an Wert und Art wieder sehr verschieden sind. Sie alle haben Werke geschrieben, die man ohne weiteres als Dichtungen ansprechen muß: ich nenne nur den „Büttnerbauer“ von Polenz, den „Sylvester von Beyer“ von Dmpteda und die „Wacht am Rhein“ von Viebig; sie alle haben daneben reine Unterhaltungsbücher gegeben, und sie alle auch schufen zwispältige Werke, die zwischen beiden in der Mitte stehn.

Auch Adam Karrillon gehört in diese Kategorie. Er ist Arzt im Odenwalde, 1853 geboren und erst spät als Schriftsteller hervorgetreten. Seine Bücher aber haben, obwohl sie Erstlinge einer ausgereiften Natur sind, etwas überaus jugendfrisches. Sie könnten, nach dem Duft und der Stimmung, die über ihnen liegen, von einem Manne in den Zwanzigen geschrieben sein. Und da sich solche Spätlenzreize mit der geprüften Erfahrung eines in Lebenskämpfen bewährten Herzens vereinen, kommt eine eigne Mischung zustande.

„Michael Hely“ (Berlin, G. Grote) ist in der Tat ein besonderes Buch, das sich sogar unter den vielen heutigen Entwicklungsromanen durch seine scharfe Profilierung abhebt. Michael Hely ist in einem Dorfe des Odenwaldes geboren als Sproß eines verlumpenden Sargtischlers, der von einem durch den Alkohol herabgewirtschafteten Geschlechte stammt. Die Mutter ist die Tochter fahrender Siebmacherleute. So tritt Michael schon mißachtet, unter schmutzigem Dach ins Leben. Und wie sich auch in seiner reinen und mit echter Resonanz für heilige Klänge begabten Seele die Sehnsucht zu einem Leben in lichterm Glanze regt, wie sich in kleinen Zügen — so in der Neigung zur Kreatur — ein unschuldiges Herz aus der schmutzigen Umwelt lösen will — immer stoßen die kaum bewegten Flügel gegen Schranken. Verkennung, Bosheit, Gedankenlosigkeit bannen den Aufstrebenden immer wieder in Niedrigkeit und Druck. So wird er, der doch auch ein Erbteil zigeunernder und trinkender Vorfahren trägt, in instinktiver Abwehr der Dorfteufel, der durch Streiche und Pöffen sich selbst über vieles hinwegzutäuschen und eine halb unbewußte Rache zu üben weiß. Auch damit ist's auf die Dauer nichts. Und nach einer furchtbaren Zeit im Untersuchungsgefängnis wird der Michael Hely ein stiller Tischlergeselle, macht Wiegen und Schränke, wie der Vater Särge. Mit dessen Tod und der Mutter Weggang reißt das einzige Band, das Michael mit dem Heimatsort verbindet, und er verschwindet.

Er geht, für heutige Begriffe, nicht weit. In den fünfziger Jahren aber lag ein größeres Stück Welt zwischen dem Odenwald und dem südlichen Schwarzwald. So kann Hely, ungekannt, ein Leben von unten an aufbauen, dem rohe Brutalität dann die Krone verweigert, eine Brutalität, an der gemessen das ihr vorangehende Verschulden des Helden geringfügig erscheint. Was nun folgt, ist nur der logische Abschluß dieses Lebens. Ein Mörder an dem Zerstörer seines Glücks kann Hely zuletzt doch nicht werden. Er verschließt sich wieder in sich, nimmt Dienste in der algerischen Fremdenlegion und bringt die letzten Lebensjahre in der Heimat zu, einem alten Turme als Glöckner geschworen. Ein paar Tage, nachdem er die Liebe seiner Jugend wieder gesehen, ihren und seinen Sohn, ein Fremder, begrüßt hat, finden ihn seine Mitbürger mit zerschmetterten Gliedern am Fuße seines Turmes. Seine letzten Jahre aber umgibt die scheue Liebe der Dorfkinde, deren eines uns nun seine Geschichte erzählt.

Karrillon ist einer von den Autoren, die immer wieder *medias in res* gehn. An keiner Stelle wird der Gang seines Romans schleppend, auch da nicht, wo langsame Entwicklungen zu schildern sind — eine Klippe, daran viele scheitern. Wie dieser Michael Hely, dessen Erzeuger weder theoretische noch praktische Pädagogik kennen, in besonderm Sinne als ein Naturprodukt aufwächst, so wächst auch in natürlichem Aufbau seine Lebensgeschichte vor uns empor. Und ebenso echte Natur ist alles, was ihn umgibt. Alle diese oft wunderlichen Gestalten, deren Körperlichkeit wie mit dem Anatomenaue des

Arztes gesehen erscheint, leben und lieben, hassen und lachen als wirkliche Menschen. Sie lachen nicht besonders gern, reizen uns aber gelegentlich mit solcher Unwiderstehlichkeit dazu, daß man ordentlich aufatmet und sich erst erholen muß. Aber wohlgemerkt: Karrillon ist viel zu sehr mit seinen Gestalten verwachsen, daß er sich gewissermaßen hinter ihrem Rücken über sie lustig machen könnte. Wir dürfen vielmehr ganz harmlos diesen Bauern wieder die Hände schütteln, nachdem wir uns ausgelacht haben. Eine Perle in dieser Art ist die erste Eisenbahnfahrt Michaels und einiger Dorfgenosfen, etwas, wie eine Reutersche Schnurre ins Süddeutsche übertragen. Bei einem andern würde die Schilderung der von Michaels Vater im Delirium verübten Taten leichtlich einen Stich ins Frivole bekommen — bei Karrillon empfinden wir das Schalten und Walten eines freien, aber guten Humors. Dieser Humor findet sich auch von selbst zur uns umgebenden Natur und zieht sie ohne breite Milieuschilderung in den Kreis des Erzählten hinein. Noch besser freilich weiß Karrillon durch Hausrat und Herddämmerlicht zu charakterisieren als durch den freien Himmel und das klare Tageslicht.

Mit voller Poetenkraft ist Michael Hely selbst gegeben, der gewissermaßen määndrisch in sich zurückläuft — von der Einsamkeit der Kindheit in die Einsamkeit des Alters; dazwischen liegt eine Strecke stillen Liebesglücks und ein schwarzer Weg kameradschaftlicher Kriegsstrapazen. Der junge und der alte Hely sind gleich fein gezeichnet. Da aber, wo Karrillon die Anschauung fehlt, bei den Erinnerungen Helys an seine Zeit in der afrikanischen Fremdenlegion, versagt die darstellerische Kraft. Die lange Erzählung von dem Verbrechen des Zeltkameraden und seiner Sühne ist leblos und nicht echt herausgekommen. Und damit sind wir zu dem Mangel gelangt, der sich durch den ganzen Roman zieht: Karrillon kann seine Menschen nicht sprechen lassen. Es ist ihm nicht gegeben, sie in direkter Rede vorzuführen. Ihre Worte werden dann tote Buchstaben, wunderliches Papierdeutsch, und alles blühende Leben ist wie fortgeweht. Mancher könnte nun glauben, damit sei der Erzählung Karrillons überhaupt das Urteil gesprochen, und dieser Fehler wiege alle Vorzüge auf. Aber dem ist keineswegs so. Denn Karrillon wirtschaftet sehr klug mit seinen Mitteln. Seiner Grenzen sich bewußt, spart er an Rede von Mensch zu Mensch, soviel er irgend kann, und verbirgt sehr geschickt, was seiner Schöpfung Reiz und warmen Klang nehmen könnte.

So hoch „Michael Hely“ über die Geltung eines bloßen Unterhaltungsromans in den Bezirk selbstvollendeter Kunst aufragt — vor allem durch die Gestalt des Helden —, so tief sinkt Karrillons zuletzt, einige Jahre nach dem „Hely“, erschienener Roman „Die Mühle zu Husterloh“ (Berlin, G. Grote) auf das Niveau gewöhnlicher Unterhaltungslektüre hinab. Es ist nach jenem Werk eine grausame Enttäuschung. Selten erkennt man an einzelnen Szenen den Menschendarsteller, immer wieder stört die künstliche Gruppierung, die künstlich gebaute Rede und Gegenrede, das unwahrhaftige Selbstgespräch.

Schablonenhaft gemachte, nicht wirklich geschaute Figuren treten auf und ab. Spärlich quillt in dem sachte sickernden Strome hier und da, bescheiden genug, Humor herauf. Nirgends schöpft — das fühlt man — Karrillon aus dem vollen. In „Michael Hely“ führten ihm gute Geister die Hand, die über seiner Kindheit wachten; in der „Mühle zu Husterloh“ fehlen sie fast immer, und jener Jugenddunst, dessen ich oben erwähnte, verfliegt rasch.

So ist Karrillon, der im „Michael Hely“ fast als ein Fertiger erschien, offenbar noch durchaus im Ringen. Es wird interessant sein, ihn weiter zu beobachten. Daß er den Weg in die Niederungen der „Mühle zu Husterloh“ wieder einschlägt, glaub ich nicht. Aber haben wir von ihm noch poetische Gaben hohen Stils zu erwarten? Oder wird er, was wir nicht gering schätzen wollen, ein feiner und ernster Unterhaltungsschriftsteller werden? Einstweilen steht nach meinem Gefühl fest, daß er zu beidem Gaben und Einschlag hat. Warten wir also ab, was er uns mit seinem nächsten Buche zu sagen haben wird. Ein guter Gruß, ich glaub, in Tirol heißt: „Zeit lassen!“ Man kann ihn in künstlerischen Dingen nicht oft genug brauchen. Und so sei er auch diesem Schriftsteller und — uns, seinen Lesern, mit aller Absicht zugerufen!

Heinrich Spiero



Luftreisen

Von Johannes Poeschel

3. Von Bitterfeld nach Spichern



Es ist zwar der reine Aberglaube, dem Mondwechsel Einfluß auf die Witterung zuzuschreiben, aber merkwürdig bleibt doch, daß sich das Wetter in der Regel dann ändert. In dieser höchsten Weisheit eines bekannten praktischen Meteorologen wird wohl mancher seine eignen Gedanken über diese viel erörterte Frage wiederfinden. Unser Vertrauen auf den Vollmond wurde jedenfalls glänzend belohnt. Was waren das für trübe Pfingsttage in diesem Jahre, Niederschläge über Niederschläge, selten ein Sonnenstrahl. Auch die europäische Wetterlage war ungünstig: eine große Depression im Norden entfernte sich zwar auf der gewohnten Zugstraße immer weiter nach Osten, und im Westen machte sich ein starkes Ansteigen des Luftdruckes bemerkbar, aber ein neues Tief entwickelte sich in Oberitalien und beeinflusste die Wettergestaltung in Deutschland unter vorherrschend westlichen Winden. Gleichwohl stieg das Barometer auch bei uns langsam, aber stetig. Noch am Dienstag nach Pfingsten, dem 5. Juni, gingen mehrere Regenschauer nieder, von denen bei dem Mangel einer Ballonhalle in Bitterfeld jeder einzelne genügt hätte, die Fahrt in Frage zu stellen. Am nächsten Tage aber, dem sogenannten vierten Feiertage, war Vollmond, und